

Oldenburger Staatstheater thematisiert Högel-Morde

Von Katharina Frohne - 02.03.2020 -

Das dokumentarische Theaterstück „Überleben“ über die Morde des Krankenpflegers Niels Högel gibt den Opfern eine Stimme. Am Samstag feierte es im Staatstheater Oldenburg Premiere.



Das Ensemble des Theaterkollektivs Werkgruppe2 (von links nach rechts, sitzend: Thomas Lichtenstein, Caroline Nagel, Nientje C. Schwabe, Klaas Schramm) gibt teils wortwörtlich wieder, was Angehörige, Kollegen, Ärzte und Psychologen über den Fall Högel zu sagen haben. Immer wieder verhaspelt sich jemand, laufen Sätze ins Leere. Das ist stark – weil es echt ist. (Stephan Walzl)

Der Mann erzählt. Wie das damals war, vor vielen Jahren, als sein Vater ins Krankenhaus kam. Herzinfarkt, Blutgerinnsel in beiden Herzkammern, ein Fall für Spezialisten. Wie der Vater aus Bremen nach Oldenburg gebracht wurde, wie er operiert wurde, wie alles gut aussah, erst mal. Wie er, der Sohn, mehrfach mit den Ärzten telefonierte, wie sie ihm sagten, dass sein Vater im Aufwachraum liege, wie sie ihm versicherten, dass alles nach Plan gelaufen sei. Wie dann, wenig später, nichts mehr nach Plan lief, wie sie ihm mitteilten, dass es Komplikationen gegeben habe, dass sein Vater gestorben sei, plötzlich, unerwartet. Wie sie einen Satz immer wieder sagten: „Wir können es uns einfach nicht erklären.“

Darf Kunst das?

Der Mann, gespielt von Thomas Lichtenstein, steht auf einer sparsam bestückten Bühne: schwarze Wand, schwarzer Boden, davor ein drehbarer weißer Kasten, zwei Stockwerke, graue PVC-bedeckte Stufen. Ein Stück Kliniktreppenhaus. Er ist Angehöriger eines der Opfer des ehemaligen Krankenpflegers Niels Högel, der zwischen 2000 und 2005 etliche seiner Patienten in Krankenhäusern in Oldenburg und Delmenhorst zu Tode spritzte. [In 85 Fällen war Högel im größten Serienmordprozess der deutschen Nachkriegsgeschichte, der im Juni vergangenen Jahres zu Ende ging, schuldig gesprochen worden.](#) Sehr wahrscheinlich, dass er weit mehr Menschen

tötete. In mehr als 300 Fällen hatten die Behörden Ermittlungsverfahren eingeleitet.

Darf man aus diesem Fall Theater machen? Kunst? Unterhaltung? Nein, fanden viele. Geschmacklos, das Leid anderer derart auszuschlachten, sagten die einen. Ob es denn nicht langsam reiche mit Högel, fragten die anderen. Ob man ihm, über den so viel gesagt, so viel geschrieben wurde, wirklich eine Bühne bieten müsse. Schon wieder.

Die Macherinnen des Stücks „Überleben“, das an diesem Sonnabend im Staatstheater Oldenburg uraufgeführt wurde, hatten vorab viel reden müssen. Sie hatten erklären müssen, dass es in ihrer Inszenierung nicht um Högel selbst gehe, dass er nicht einmal vorkomme, dass niemand befürchten müsse, dass da einer „mit einer Spritze über die Bühne“ renne. Dass ihr Werk sich dieser „kollektiven Katastrophe“, wie Regisseurin Julia Roesler sagte, dokumentarisch nähere, weil ein solches Thema ganz bestimmt kein künstliches Drama brauche. Dass es ihnen um Aufarbeitung gehe, darum, denen eine Stimme zu geben, die bislang zu wenig gehört wurden.

Ein Stück für die Opfer

„Überleben“ ist ein Stück für die Opfer. Roesler und ihr Team haben sie befragt, haben lange Gespräche mit Überlebenden, Angehörigen, ehemaligen Kollegen Högels geführt. Was sie sagten, geben die vier Darsteller teils wortgenau wieder. Immer wieder verhaspelt sich jemand, immer wieder laufen Sätze ins Leere. „Mein Opa hat den Zweiten Weltkrieg überlebt und all so 'n Scheiß da; und dann kommt so 'ne Wurst und ermordet den“, sagt eine Frau (Nientje C. Schwabe). Und der Sohn, der seinen Vater verlor, flüstert: „Die Zeit wird alle Wunden, sagt man doch angeblich, heilen. Und in meinem Fall...“

Das ist stark, weil es echt ist. Weil Gesagtes ohne Pointe bleibt, weil es diffus ist, unsachlich, unstrukturiert. Weil Menschen so reden, wenn sie kaum klar denken können, wenn sie noch während des Sprechens nach Worten suchen für etwas, das sich nie ganz verstehen lassen wird.

Schwächen hat das Stück da, wo es nach der Schuld des einzelnen fragt. Und wo es scheitert, scheitern muss. So zieht eine der Frauen – nicht ganz klar wird, ob es sich um Überlegungen der Theatermacherinnen selbst oder einer der befragten Personen handelt – Parallelen zu den Euthanasie-Verbrechen des Nationalsozialismus und denkt laut darüber nach, was es eigentlich über die Oldenburger aussage, dass die NSDAP bei ihnen bereits 1932 an die Macht gelangte. Ob die Stadt, vielleicht, zu „provinziell“ sei, als dass sie protestierte, wenn sie es müsste. Eine gedankliche Verknüpfung, die irritiert, die so unangemessen wie unpassend erscheint.

Am stärksten, wo es nicht deutet

„Überleben“ ist am stärksten, wo es nicht deutet, sondern abbildet. Wo es Lücken – in den Erinnerungen, in den Deutungsversuchen, in den Sätzen – Raum gibt, wo es sie einfach mit Musik füllt. Drei Männer an Posaune, Saxofon und Trompete vertonen mal laut das Gefühlschaos, mal melancholisch die Leere, mal simulieren sie das rhythmische Rauschen einer Beatmungsmaschine.

Ist es zu früh, etwas zu verarbeiten, das gerade erst passiert ist? Sollte man damit nicht warten, 20, 30 Jahre? Auch das thematisiert das Stück, und kommt zu dem Schluss: Wir sollten reden. Jetzt schon, laut, wütend, verzweifelt, mit all den Emotionen, die vor Gericht keinen Platz haben – weil es Menschen gibt, die jetzt leiden, die nicht warten können darauf, dass das Nachdenken über Högel irgendwann weniger unbequem wird.

Weitere Informationen

Nächste Termine: 05.03., 13.03., 21.03., 4.04., 17.04., 24.04., jeweils 20 Uhr, 16. und 17.05., 18 Uhr, 3. und 17.06., 20 Uhr.
